

Stars treffen ihre Geistesgrößen – Teil V unserer Serie im Jahr der Geisteswissenschaften

„Mich fasziniert der Fußball-Geruch“

Wissenschaftsjahr 2007
Die Geisteswissenschaften
ABC der Menschheit

Die Begegnung fand im Deutschen Historischen

Institut in London statt. In der Gesprächsreihe, die von der WELT in Zusammenarbeit mit dem Bundesministerium für Bildung und Forschung veranstaltet wird, trafen sich diesmal der Nationaltorhüter **Jens Lehmann** und die Historikerin **Christiane Eisenberg**. Das Gespräch moderierte **Eckhard Fuhr**

DIE WELT: Herr Lehmann, warum sind Sie Fußballspieler geworden?
Jens Lehmann: Früher hatte man als Kind nicht so viele Möglichkeiten. Man wurde auch in der Schule nicht so toll gefördert. Es gab „Jugend forscht“. Aber wer sich nicht in naturwissenschaftlichen Fächern hervertat, der stürzte sich auf eine Sportart.

WELT: Was fasziniert Sie am Fußball?
Lehmann: Die Bewegung, die körperliche Anstrengung. Ich hatte schon immer einen großen Bewegungsdrang. Das war der Ausgangspunkt. Dann kam der Geruch hinzu, der Fußballgeruch. Das ist so ein Gemisch aus dem Fußballleder an sich, den Torwarthandschuhen, der Fußballplatzatmosphäre mit Bratwurst und dem Rasen.

WELT: Frau Eisenberg, gehen Sie manchmal Fußball schnuppern?
Christiane Eisenberg: Eigentlich weniger. Ich habe eher eine intellektuelle Beziehung zum Fußball.

WELT: Wie ergab sich die intellektuelle Beziehung?
Eisenberg: Anfang der Neunzigerjahre begann ich an meiner Habilitationsschrift über die Entstehung des Sports in England und den sportlichen Kulturtransfer nach Deutschland zu arbeiten. Diese Idee war entstanden aus einer wissenschaftlichen Diskussion über das Bürgertum, das interessanterweise die wichtigste Trägergruppe des modernen Sports war. Allerdings habe ich auch selbst Sport betrieben. In meiner Jugend war ich Leistungsschwimmerin.

WELT: Warum glauben Sie, dass der Sport und speziell der Fußball einen Blick auf die Gesellschaften der Vergangenheit öffnet, der sonst nicht möglich ist?
Eisenberg: Sport entwickelte sich seit der Wende des 19. zum 20. Jahrhundert überall auf der Welt gleichzeitig und gleichförmig. Internationale Beziehungen und globale Zusammenhänge spielten eine letztlich größere Rolle als nationale oder regionale Gegebenheiten. Das sind ein ungewöhnliches Entstehungsmuster und eine professionelle Herausforderung für eine Historikerin.

WELT: Herr Lehmann, haben Sie sich schon einmal mit der Frage beschäftigt, woher der Fußball kommt und wie er sich in relativ kurzer Zeit über die ganze Welt verbreiten konnte, ein verrücktes Spiel, bei dem man die Hände nicht benutzen darf, mit strengen Regeln, die überall gelten?
Lehmann: Intensiv habe ich mich noch nicht damit beschäftigt. Aber ich bin immer von der Annahme ausgegangen, dass der Fußball ursprünglich aus England kommt, habe aber auch schon eine andere Theorie gehört, wonach die Wiege des Fußballs nicht in England stand, sondern irgendwo in Südosteuropa.
Eisenberg: Solche Entstehungsmythen sind in vielen Fußballländern seit dem ausgehenden 19. Jahrhundert zu beobachten. Es handelt sich um eine nationale Reaktion auf die Peinlichkeit, dass ein so populäres Volksspiel aus dem Ausland importiert worden war. Im Einzelfall haben diese Mythen eine durchaus nachhaltige Wirkung. In Italien beispielsweise wurde unter Mussolini die Tradition eines alten florentinischen Ballspiels beschworen, das nun wirklich keine Kontinuität zum modernen Spiel hat, und seitdem heißt Fußball dort „calcio“.

WELT: Das würde ja Ihrer These, dass der entscheidende Professionalisierungsschub im Fußball aus England kam, entsprechen, Frau Eisenberg.
Eisenberg: Nein. In diesem Punkt, also der Verwissenschaftlichung und Systematisierung der Trainingsmethoden, ist Deutschland führend gewesen. Es wirkte sich im Fußball positiv aus, dass in Berlin gleich nach dem Ersten Weltkrieg eine Sportschule gegründet worden war. An dieser Schule hat Otto Nerz, der erste Reichstrainer, gelehrt, und sein Schüler Sepp Herberger hat ein Diplom erworben.

WELT: Die Engländer haben also jetzt nur aufgeholt?
Eisenberg: So ist es. Der verschärfte Konkurrenzdruck im europäischen und englischen Vereinsfußball hat sie dazu veranlasst.
Lehmann: Die ausländischen Trainer, die hierher gekommen sind, haben den Fußball verwissenschaftlicht.
Eisenberg: In Deutschland ist die Verwissenschaftlichung des Fußballs al-

lerdings nicht, wie jetzt in England, in den Vereinen vorangetrieben worden, sondern in der Nationalmannschaft. Dass die deutschen Amateure von 1954 Weltmeister geworden sind, kann man nur mit den fortgeschrittenen, durchaus auch vom Militär inspirierten Trainingsmethoden Herbergers erklären.

WELT: Erleben Sie, wenn Sie im Tor stehen, andere Situationen als in Deutschland?
Eisenberg: Ich habe gelesen, dass in den englischen Fußballregeln der Schutz des Torwarts keineswegs so rigoros gefordert wird wie in den internationalen „Laws of the Game“.

Lehmann: Interessant, dass Sie das sagen. Das ist eine Sache, die mich hier in England am meisten überrascht hat. Man erwartet ja als Torwart vom Schiedsrichter, dass er pfeift, wenn man richtig angegangen wird. Dem ist aber hier nicht so. Das hängt mit der Kommerzialisierung des englischen Fußballs zusammen. Die englische Liga verkauft sich weltweit am besten, weil es in den Spielen viele dramatische Torraumscenen gibt, an denen der Torwart beteiligt ist. Wenn ich raus gehe und von drei Leuten angerempelt werde, zu Fall komme und dann ein Tor fällt, dann sehe ich als Torwart dumm aus, aber die Leute in China oder in Südafrika lieben solche Szenen. Der Torwartjob ist hier in England wesentlich härter als in Deutschland.

WELT: Gibt es weitere Unterschiede?
Lehmann: Die Geschwindigkeit und die Präzision sind hier in England extrem hoch, weil der englische Fußball in den letzten Jahren sehr wissenschaftlich wurde. Als ich hier 2003/2004 bei Arsenal anfang, waren wir die Ersten, die mit modernen Messmethoden, mit Kameras und einem Computerprogramm arbeiteten. Inzwischen hat die ganze Liga aufgeholt.

WELT: Dann hätte also der Fußball von der Sportförderung zur Zeit des Nationalsozialismus profitiert und der Weltmeistertitel von 1954 wäre eine späte Frucht davon.
Eisenberg: Das kann man so sagen, allerdings begann die Verwissenschaftlichung des Sports in Deutschland bereits vor dem Dritten Reich.
Lehmann: Es gibt ja im Blick auf 1954 im Ausland auch Skepsis, ob sich das alles mit rechten Dingen zutragen hat. „Das Wunder von Bern“, der Film von Sönke Wortmann, zeigt aber, glaube ich, einen entscheidenden Grund für den Sieg. Es war der Regen. Die Hitze hätte den Deutschen aufgrund der technischen Unterlegenheit wohl sehr zugesetzt.

WELT: Haben Sie sich persönlich schon einmal als Underdog gefühlt, der sich nach oben kämpft? Fußball ist zwar ein Mannschaftssport, aber die spannenden Geschichten, die über ihn erzählt werden, sind meistens Geschichten von Einzelkämpfern.
Eisenberg: Und außerdem ist ja Herr Lehmann noch Torwart, also von vornherein ein Einzelkämpfer.
Lehmann: Das ist ein Klischee. Ohne meine Mannschaft hätte ich null Chancen. Wenn die Mannschaft vor mir nicht gut ist, bin ich auch nicht richtig gut. Das habe ich bei der WM erlebt. Da war ich übrigens auch vorher ein Underdog, weil ja die Erwartung der Öffentlichkeit war, dass der Kahn spielt und der Lehmann nicht. Ich habe Glück gehabt, dass Klinsmann dann anders entschieden hat. Aber das hing auch damit zusammen, dass ich nicht als Einzelkämpfer, sondern mit meiner Mannschaft spielte.
Eisenberg: Dieser Mannschaftsgeist ist, historisch gesehen, eine relativ junge Erscheinung. In den Anfängen des Fußballs war die Mannschaft



Jens Lehmann

Seine lange Fußballkarriere gleicht einer stürmischen Berg- und-Tal-Fahrt. Er war Buhmann und Liebling des Publikums. Seit der WM vom vergangenen Jahr aber sitzt er fest im Fußballolymp. Seine Profilaufbahn begann der 1969 in Essen Geborene bei Schalke. Nach einem kurzen Intermezzo bei AC Mailand wechselte er 1999 zu Borussia Dortmund. Seit der Saison 2003/2004 hütet er das Tor von Arsenal London. Als Nationaltorhüter stand Lehmann lange im Schatten Oliver Kahns. Zur Überraschung vieler machte Teamchef Jürgen Klinsmann ihn zur Nummer eins im WM-Tor.

Christiane Eisenberg

In ihrer Jugend war sie Leistungsschwimmerin. Später näherte sie sich dem Sport auf intellektuelle Weise. Die 1956 geborene Historikerin, die aus der Bielefelder Schule der Gesellschaftsgeschichte kommt, habilitierte sich mit einer Arbeit über „English Sports und deutsche Bürger“. Die Sozialgeschichte des Sports ist einer ihrer Arbeitsschwerpunkte geblieben, weil sie neue und überraschende Einblicke in die Mechanismen gesellschaftlicher Modernisierung bietet. Christiane Eisenberg ist Professorin für Britische Geschichte am Großbritannien-Zentrum der Humboldt-Universität Berlin.

eher eine Ansammlung von Einzelkämpfern, von Individuen.

WELT: Das erleben Sie, wenn Kinder Fußball spielen, heute noch.
Eisenberg: Ja, aber damals, Ende des 19. Jahrhunderts, waren es Erwachsene, hoch qualifizierte Leute, Ingenieure, Techniker und so weiter. Die Briten im Ausland waren oftmals nicht zahlreich genug, um eine Mannschaft zu bilden. Deshalb holten sie sich andere Ausländer und Einheimische zum Mitspielen. Die Mannschaften und Klubs bildeten sich ad hoc und lösten sich auch schnell wieder auf.

WELT: Das widerspricht aber einem gängigen Klischee. Der Fußball gilt als proletarische Sportart. Warum ist es so wenig bekannt, dass er aus der hoch qualifizierten Mittelschicht des Industriezeitalters kommt?
Lehmann: Das weiß ich nicht. Die Vereine, bei denen ich gespielt habe, Schalke und Dortmund, pflegen ihre „proletarische“ Tradition. Arsenal London heißt „The Gunners“, weil der Klub von Leuten aus der hiesigen Waffenfabrik gegründet wurde.
Eisenberg: Von Ernst Kuzorra, dem ehemaligen Nationalspieler aus Schalke, ist das Bonmot überliefert, dass mit den Kohlen, die er gehauen hat, kein Kessel Wasser hätte geheizt werden können. Fußball gespielt haben selbst im Ruhrgebiet nicht in erster Linie die Malocher. Die waren abends kaputt. Die bürgerlichen Mittelschichten brachten da bessere Voraussetzungen mit. Für sie war es auch näherliegend, sich in der Spiel-

feldfrage an das Militär zu wenden.

chen Jürgen Klinsmann die Mannschaft in der Kabine einschwürft, dann ist man doch überrascht.
Lehmann: Was hätten Sie denn erwartet?

WELT: Weniger Emotionalität, mehr kühle Professionalität.

Lehmann: Das war doch beabsichtigt. Klinsmann wusste, dass einige von uns schon mehrere solche Spiele gemacht hatten. Da wirkt eine solche emotionale Anmache schon. Das nimmt man mit auf den Platz. Das Martialische dient dazu, sich auf den Gegner einzuschwören. Den Gegner muss man bekämpfen. Man muss sich psychisch bereit machen für den Kampf, auch für Schmerzen.

WELT: Spielt das Nationale in dieser Kampf Stimmung auch eine Rolle?

Lehmann: Wir hatten die Weltmeisterschaft im eigenen Land. Die Öffentlichkeit hatte große Erwartungen, hat uns letztlich aber wenig zugetraut. Natürlich hat das eine Rolle gespielt. Und es ist nur gut, kurz vor dem Spiel daran noch einmal erinnert zu werden.

Eisenberg: Man muss schon giftig sein, wenn man in so ein Spiel geht. Das ist generell so im heutigen Sport und hat im deutschen Fußball, wo die sportliche Konkurrenz spätestens seit den Zwanzigerjahren als „Kampf“ verstanden wurde, auch Tradition.

WELT: Sie sagten eben, Herr Lehmann, man habe der deutschen Mannschaft nicht viel zugetraut. Das stimmt sicher. Andererseits trauten Sie Deutschland offenbar auch nicht viel zu. Es gibt im „Sommermärchen“ eine köstliche Szene mit Frau Merkel. Sie besucht die Mannschaft im Quartier, und am Schluss stellen Sie die Frage, was die deutsche Politik unternehme, damit es für Sie wieder attraktiv werde, in Deutschland zu arbeiten. In der Rückschau muss man jedoch sagen, dass die Weltmeisterschaft die Stimmung in Deutschland tatsächlich zum Positiven verändert hat. Hätten Sie dem Fußball eine solche Wirkung zugetraut?

Lehmann: Als Spieler, der beteiligt war, ist man da besser bescheiden. Es haben viele Faktoren zusammengewirkt, etwa das Wetter, das phänomenal war, unser Fortkommen als Mannschaft und die Begeisterung, mit der wir gespielt haben und die auf die Leute übergang. Viele haben gesagt, das sei die schönste Zeit ihres Lebens gewesen. Als ich meinen Zettel vom Elfmeterschießen gegen Argentinien ins Bonner Haus der Geschichte brachte, erzählte mir ein Historiker, dass man bei der WM zum ersten Mal seit 1945 ein positives Nationalgefühl in Deutschland spüren konnte. Der Tag des Spiels gegen Polen sei der Tag gewesen, an dem Deutschland seinen Patriotismus wieder öffentlich zeigte. Zwei Generationen nach dem Krieg haben sich jetzt ausgelebt, die dritte ist dazu in der Lage, die Geschichte etwas mehr außen vor zu lassen und sich wieder neu zu finden.

WELT: Wird das „Sommermärchen“ in der künftigen Geschichtsschreibung als Zäsur beschrieben werden?

Eisenberg: Ich befürchte, das wird nicht der Fall sein. Zum einen war das „Sommermärchen“ ja doch recht abrupt zu Ende, und der Alltag ist wieder eingekehrt. Darin zeigt sich, dass selbst ein mehrwöchiges Fußballturnier letztlich nur ein flüchtiges Ereignis ist. Zum anderen haben, wenn man denn überhaupt von einem Stimmungswandel reden möchte, auch andere Faktoren dazu beigetragen – der Regierungswechsel zum Beispiel und der Aufschwung der Wirtschaft. Und dann muss man auch noch die Medien und die Aktivitäten der kommerziellen Interessenten in Rechnung stellen. Also, wir haben es hier mit einer erzeugten Stimmung zu tun, die allerdings von der Bevölkerung bereitwillig akzeptiert und zum Anlass für ein Happening genommen wurde. All das zusammen entwickelte dann für kurze Zeit eine Eigendynamik.

Lehmann: Da muss ich Ihnen widersprechen. Gerade die Medien haben vor der WM viel niedergeredet und schlechtgemacht, vor allem die Mannschaft. Es war interessant, dass die Leute sich davon nicht haben beeinflussen lassen. Sie waren begeistert und empfänglich, auch wenn gerade der Boulevard sehr negativ über uns schrieb. Die gute Stimmung kam von den Leuten selbst, nicht von den Medien.

WELT: Die Serie im Internet: welt.de/stars

Die Kolumne von Inga Griese finden Sie heute auf Seite 28.



Fußballrunde in der Bibliothek: Nationaltorhüter Jens Lehmann, WELT-Fuilletonchef Eckhard Fuhr und Historikerin Christiane Eisenberg